

Der Spiegel

f ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

Mit diesem Monat geht der fünfte Jahrgang des Spiegels zu Ende und indem wir zur Erneuerung der Pränumeration unsere geehrten Abonnenten einladen, verweisen wir dieselben auf die bereits erschienene größere Anzeige. Um aber den höchst anmaßenden, prahlerischen, lügenhaften und lächerlichen Anzeigen anderer Modezeitungen zu begegnen, sehen wir uns veranlaßt, hier auf folgende sehr einfachen Thatfachen aufmerksam zu machen: „Der Spiegel ist das wohlfeilste fast aller Modejournale, hat sehr elegante, nach den besten und kompetentesten Originalel verfertigte Modens und andere Kupfer, und liefert, was die Hauptsache ist, die Pariser Moden oft um 10 bis 12 Tagen früher als die Wiener und ausländischen deutschen Modejournale.“ — Uebrigens kostet die Prachtausgabe des Spiegels im künftigen Jahre nur 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. halbjährig (die gewöhnliche Ausgabe 4 und 5 fl. C. M.).

Das hölzerne Bein.

(Beschluß.)

„Ihre Versicherungen und Gefühle beruhigen mich, theurer Guzman!“ sagte die Gräfin. „Erfahren Sie also, was kein Sterblicher wissen sollte: ich bin die erste Besizerin dieses Strumpfes, ich bin die Unbekannte, welche Sie im Traume anbeteten und in der Wirklichkeit vielleicht lieben.“ Und die Gräfin Silveira zog einen leichten seidenen Strumpf ab, der ihren linken Fuß bedeckte und ließ Guzman ein hölzernes Bein sehen, bei dessen unerwartetem Anblicke der Mündel des Corregidors vor der Gräfin niederkniete.

„Mein Herz sagt mir es wohl“ — rief er — „das Sie meine schöne Unbekannte seien; ich schwöre Ihnen ewige Liebe.“

„Darauf rechnete ich, mein Freund“ — entgegnete die Gräfin — „denn eine Frau muß ihres Geliebten sehr sicher sein, wenn

sie ihm ein solches Gebrechen offenbaren soll; bei dir aber betrüge ich mich nicht. Höre nun die Geschichte, welche mir das Unglück verursachte und beklage mich.“

— „Nein!“ — antwortete Guzman — „ich kann nicht über ein Ereigniß klagen, das mir das Glück meines Lebens sicherte.“

Die Gräfin fuhr darauf fort: —

..... „Ich kann mich keiner hohen Abkunft rühmen; mein Vater war erster Sänger an der San - Salvador - Kirche in Toledo und entschloß sich nach einigen Unglücksfällen, die ihn in dieser Stadt betrafen, sich in Granada niederzulassen. Ich war damals kaum zwölf Jahre alt. Wir kamen in Granada an und mein Vater, der eine der schönsten Stimmen im ganzen Königreiche Spanien hatte, erlangte hier bald einen gewissen Ruf. Auch ich ließ mich mit Beifall hören und man sprach in der ganzen Provinz von nichts als von dem Sängler Gil Nucigales und dessen Tochter Athanasia.

Eines Tages, als mein Vater das credo in der Kirche singen sollte, pugte ich mich, ohne eigentlich zu wissen, warum, mehr als gewöhnlich. Gefallsucht kannte mein jugendliches Herz nicht, und ich schrieb die Lobsprüche der Herren, welche meinen Schritten zu folgen pflegten, dem geringen Talente zu, womit mich der Himmel beschenkt hatte, aber ein unerklärliches Vorgefühl sagte mir, heute nichts zu vernachlässigen, was mich angenehm machen könnte. Die Stimme meines Vaters ward auch diesmal bewundert und kein Herausgehen aus der Kirche erhielten wir Glückwünsche von vielen Herren, welche sich um die Ehre bemühten, uns am Hofe gefällig zu sein. Besonders fiel uns der Graf von Silveira durch seine dringenden Aufforderungen auf. Herr Nucigal, sagte er zu meinem Vater, Ihr Glück beruht, wie das aller Künstler, auf Ihrem Talente; aber das Talent währt nicht ewig. Denken Sie also an die Zukunft Ihrer lieben Athanasia; vertrauen Sie dieselbe mir an; meine Frau wird sie wie ein wahres Juwel aufnehmen und sich des Geschenks, mit dem Sie sie erfreuen, würdig machen.“

Mein Vater, der entweder von der Hoffnung, mich reich und glücklich zu sehen, bestimmt wurde, oder seine Freiheit völlig zu erlangen wünschte, welche durch die Sorge für ein junges Mädchen natürlich beschränkt sein mußte, machte keine großen Schwierigkeiten, mich der Sattin des Grafen Silveira zu übergeben und nach acht Tagen bewohnte ich ein Zimmerchen im Pallaste des Grafen, unfern des Schlafzimmers der Gräfin.

Der Graf Silveira war einer der reichsten Herren des Königreichs; denn zu seinem eigenen Vermögen waren noch die ungeheu-

ren Besizungen des Hauses Castell-Fuentes gekommen, dessen einzige Erbin er geheirathet hatte.

Deshalb ward der Pallast des Grafen von allen ausgezeichneten Personen im Königreiche Granada besucht. Man sah daselbst Dichter, Künstler und Granden, und bei den Festen, welche Silveira gab, traf man gewiß alle Männer an, die sich durch ihr Genie, ihren Rang oder ihre Geburt auszeichneten.

Die Gräfin Silveira war damals eine Frau von fünfzig Jahren, höchst gebildet, angenehm im Umgange, aber eiferüchtig bis zum Uebermaße. Da sie mehr als zehn Jahre älter als ihr Gemahl war, so beobachtete sie alle seine Augenblicke, und ihre Unglückliche Leidenschaft verblendete sie so sehr, daß die unschuldigsten Scherze, die reinsten Handlungen von ihrer Phantasie vergiftet wurden. Ich sollte das letzte Opfer ihrer Wuth sein. Jenes Jahr pflegte der Graf zum Geburtstage seiner Gattin in seinem Pallaste an dem Stiersechterplatze ein großes Fest zu geben. Um den schon bedeutenden Raum noch zu vergrößern, hatte er von seinem Palaste aus einen Weg nach seiner Gemäldegallerie anlegen lassen, die auf den Fürstenplatz ging. Hier war ein Theater errichtet und hier sollten einige junge Herren und einige Gesellschaftsfräulein der Gräfin (unter der Aufsicht strenger Duennas) ein Festspiel aufführen und dann ein Konzert folgen, worin die ersten Künstler Granadas mitwirken wollten. Auch ich sollte mit auftreten und ohne Vorwissen der Gräfin die Rolle einstudiren. Wie konnte ich erwarten, indem ich die Tugenden meiner Wohlthäterin zu feiern suchte, als Opfer ihrer Rache zu fallen!

Es waren alle Maßregeln genommen, das Geheimniß nicht bekannt werden zu lassen; ob nun aber die Gräfin von unsern nächtlichen Proben, deren Zweck sie nicht kannte, unterrichtet worden, oder ob sie aus Haß gegen den jungen Las Flores, einen Freund des Grafen, nicht über die Folgen, die ihr Auftreten haben konnte, nachdachte, genug sie nahm sich vor, allein in der Nacht das Geheimniß auszuforschen, das man ihr verbergen wollte.

Wir hatten unsere letzte Probe durchgemacht und ich besah mich, als Page gekleidet, allein auf der Bühne, um das darauf folgende Konzert mit einem Vorspiel einzuleiten, als sich ein Geschrei hören ließ: „die Gräfin ist da!“ Der Graf und Las Flores entfernten sich sogleich, die Duennas zogen meine Begleiterinnen mit sich, die Musiker löschten ihre Lichter aus, die Dichter versteketen sich, in wagte nicht, dem Sturme Troz zu bieten, sprang also auf ein maurisches Fenster, so daß ich darauf ritt; das Fenster, das von

oben zuzumachen war, fiel herab auf meinen Fuß, ich schrie vor Schmerz, wüthend stürzt die Gräfin herbei, befühlte meine Kleider, hält mich für Flores, ergreift ein großes Schwert und trennt mich mit einem Hiebe den Fuß vom Körper, so daß ich in das Zimmer stürzte und der Fuß auf die Straße fällt.

An meinem Wehklagen erkannte die Gräfin mit Schrecken das neue Opfer ihres ungerechten und grausamen Argwohns. Sie suchte mein Blut zu stillen, umarmte und küßte mich, nannte mich mit dem zärtlichsten Namen und sorgte höchst liebevoll für mich. „Athanasia“ — sagte sie, nachdem sie das Blut gestillt und mich aus der Ohnmacht geweckt hatte — „ich allein werde das Geheimniß deines Unglücks kennen; vergib mir, mein liebes Kind, du sollst hinfort mir Tochter und Freundin sein. Ich habe einen Theil deiner Schönheit zerstört, ich will das schreckliche Unglück durch Glücksgüter zu ersetzen suchen.“ Die Gräfin sagte, daß die Szene in ewige Vergessenheit käme, das Verschwinden des Fußes auf der Straße, das sie im Anfange geängstigt hatte, beruhigte sie noch mehr. Ein alter Chirurg behandelte mich und, Dank meiner Jugend! nach drei Monaten war ich völlig wieder hergestellt.

Meine Krankheit, die Leiden, welche sie deshalb empfand, vernichteten die Gesundheit der Gräfin, und die immer noch nicht an Stärke verlierende Eifersucht verkürzte ihre Tage. Ungefähr zwei Jahre nach meiner Wiederherstellung ward sie krank und starb, aber an ihrem Sterbebette mußte ihr der Graf versprechen, mich zu heirathen, da sie ihm nur unter der Bedingung ein Drittel ihrer Güter vermachte.

Ich ward also, lieber Guzman, Gräfin von Silveira ohne es zu wissen; der viel ältere Graf starb sechs Jahre nach unserer Verheirathung und ich nahm mir vor, mein noch übriges Leben, mitten in der Welt in völliger Ruhe zuzubringen. Endlich sah ich dich, mein lieber Freund, und mein Entschluß ist mit meiner Ruhe dahin.“

Die beiden Liebenden setzten das Gespräch nicht weniger lange fort, als gewöhnlich und nach acht Tagen schwuren sie sich vor dem Altare ewige Liebe.

Das lebendige Phänomen.

„Sag mir, Klaskowf, Esel von einem Schiffsjungen, warum hast du den Platz der Chirurgen nicht gescheuert?“

— „Weil ich nicht will, Herr Zagan, das man mich Klaskowf neune.“

„Warum hast du denn eine Perücke so weiß wie das Tau des Steuerruders? Ist's meine Schuld, daß deine Haare aussehen wie ein Wergbüchel?“

— „Und ist's denn meine Schuld, daß ich weiße Haare und roth begrenzte Augen habe? Ich wollte, Herr Jagan befände sich einmal an meiner Stelle.“

„Zufälligerweise kann der Schiffer kein miserabler Schiffsjunge sein, wie du bist. Aber weiß oder schwarz, roth oder gelb, das erstemal, daß du den Platz deiner Herren nicht eben so rein scheuerst wie den Tisch, woran sie ihre Suppe essen, so hast du es mit mir zu thun; verstanden? Du weißt, was es zu bedeuten hat, ein Ei mit dem Schiffer Jagan zu schälen.“

— „Sehr wohl, aber das erstemal, wenn man mich wieder Flachs Kopf nennt, nehme ich die Arme unter die Beine und desertire.“

Man nannte den armen Schiffsjungen nach wie vor Flachs Kopf, er konnte den Spottnamen trotz seiner philosophischen Ruhe nicht länger ertragen, stieg deshalb heimlich bei Rochelle ans Land und ein ganzer Monat verging, ohne daß man von dem Entlaufenen etwas hörte.

Eines Tages ging einer der Schiffschirurgen, der ehemalige Herr des Schiffsjungen, mit einem Freunde in Rochelle in den Straßen herumspaziren, als sie einen Charlatan schreien hörten: —

„Immer herein, meine Herren! nehmen Sie Platz, die Ausstellung des berühmten lebendigen Albinos wird sogleich stattfinden. Dieses außerordentliche Phänomen, das aus dem Innern Afrikas kommt, ist zwölf Jahre alt, hat weiße Haare und runde roth begrenzte Augen. Er spricht bloß die Sprache seines Vaterlandes, sein Temperament ist sehr sanft und seine Haut glatt und weich. Man muß nicht fünf Sous in seiner Tasche haben oder in der Tasche eines Nachbarn finden können, wenn man sich einen so außerordentlichen Anblick versagen will. Immer herein, meine Herren! nehmen Sie Platz. Es geht sogleich los!“

Der Chirurg, der ein großer Liebhaber von Naturmerkwürdigkeiten war, schlug seinem Begleiter vor, hinein zu gehen und das lebendige Phänomen anzusehen. Sie gingen hinein in die Bude, die eine Kronleuchte getaufte, schlechte Lampe erhellte, und nach einiger Zeit ward ein Stül Segeltuch in einer Ecke emporgehoben und ein Kind mit Flachshaaren und empfindlichen Augen trat heraus. Der matte Schein der Lampe schien seine Augen zu blenden; es wagte die wenigen Anwesenden kaum anzusehen, besonders als es

den Chirurgen erblickt hatte, suchte es die Augen immer auf die andere Seite zu wenden.

„Sie sehen,“ sagte der Charlatan, „dieser interessante Afrikaner hat ein so schwaches Gesicht, daß der Glanz der Uniform dieser beiden Offiziere ihm Schmerz in die Augen macht. Er ward unter einem Volke Albinos gefunden, dessen König sein Vater war. Er sieht bloß in der Nacht gut, wie die Katzen. Er ist wenig und schläft viel, aber bloß am Tage. Seine Haare sind weich, wie Seide und haben, wie sich die hochzuverehrenden Anwesenden überzeugen können, die Farbe des Glases (der Albino machte eine Bewegung, als habe ihn etwas gestochen). Dieses lebendige Phänomen spricht nur die Sprache seines Vaterlandes und kann die Worte, deren wir uns hier in Frankreich bedienen, kaum aussprechen. — Kommen Sie her, Herr Doktor! Sie können seine Haut berühren . . .“

— „Bolo! Bolo!“ rief der Albino und entfernte sich von dem Doktor, der bereits den Finger auf das Gesicht desselben gelegt hatte und ihn mit einer weißen Masse bedeckt sah.

„Diese Worte Bolo! Bolo! bedeuten, meine Herren! es schmerze ihn, da er eine Haut hat, die so weich ist wie Feig.“

— „Gott verzeih mir!“ sagte der Chirurg, nachdem er das weiße Gesicht des Phänomens genauer betrachtet hatte, „ich glaube, es ist Glas Kopf.“

Der Albino zog sich bei diesen Worten zurück, der Chirurg folgte ihm, brachte ihn wieder zurück und sagte: „Ja, ja, es ist der . . . von einem Schiffsjungen, der uns entlief.“

Der Charlatan protestirte gewaltig dagegen, versicherte, Atestate zeigen zu können, die Anwesenden mischten sich in den Streit, forderten ihr Geld zurück, es entstand ein gewaltiger Lärm, die Polizei kam dazu und das lebendige Phänomen ward endlich bei einem Ohre auf das Schiff zurückgeführt, wo sein Empfang nicht eben der beste war.

Der arme Teufel bekam zwar viel Schläge, verlor aber mit dieser Gelegenheit den ihm so verhassten Spottnamen Glas Kopf; denn Jedermann, der ihm etwas zu sagen hatte, rief ihn von nun an: „Phänomen! Komm, oder . . .“

Die Bestimmung.

Im Elsaß hatte Wilhelm — ein schmaler, wohlhabender Bauernburche — ein armes, aber schönes und gutes Bauernmädchen ken-

nen gelernt. Sie schien ihm ein Schatz für eine Bauernwirthschaft, und eben war er im Begriff, um sie anzuhalten, als sie das Dorf verließ und in ein Kloster ging. Sie hatte Wilhelm's Neigung für sie nicht einmal geahnt. Dem jungen Burschen wurde es nun zu Hause zu eng, er nahm Kriegsdienste und schlug sich Mariannen aus dem Sinn. In den Jahren 1791 und 1792 schlug er sich wie ein Berzweifelster. Etwas später kam er als Husarenunteroffizier in seine Heimat und ließ seine Sporen fleißig auf dem Straßburger Pflaster klirren. Damals hatte gerade die blutdürstige Konvention ihre Kommissäre nach Straßburg geschickt, um da die Guillotine aufzuschlagen und Alle köpfen zu lassen, die ihnen da nicht gefielen. Zufällig ging Wilhelm über den Platz, wo eben drei Menschen zum Schaffot geschleppt wurden. Zwischen zwei wild aussehenden Bersbrechern ging ein Mädchen im Nonnenkleide, das damals ein entsetzliches Vergehen war. Sie blickte zum Himmel auf, als sie den Fuß auf die erste Stufe setzen wollte. Wilhelm erkannte Mariannen. In demselben Augenblicke zieht er seinen Säbel, bringt wie eine Kanonenkugel durch die Menge und reißt das Mädchen aus den Händen der Henker. Vor Erstaunen und aus Furcht vor seinem Säbel wich Alles scheu vor ihm zurück und er konnte Mariannen zu seiner Wirthin, einer wackeren Frau, führen. Darauf ging er zu den Konventionals, die es für klug hielten, den jungen, kühnen Soldaten nicht zu reizen. Sie gestanden ihm der jungen Nonne Leben zu. Als er mit diesem Bescheide nach Hause kam zu seiner Hauswirthin, wo Marianne sich etwas erholt hatte, wandte er sich mit der Frage an sie: „Warum zogen Sie doch den Tod vor, da Sie mit Verzichtung auf Ihr Gelübde und auf Ihr Kleid sich retten konnten?“ Dies sagte er mit bewegter, herzlicher Stimme. Das Mädchen schwieg lange, dann richtete sie den Blick empor, aus dem glühende Frömmigkeit sprach. Sie hatte die Stimme ihres Befreiers gehört, ohne sie zu verstehen; und ohne ihn anzusehen, sprach sie: „Gott! dein Wille ist's, daß ich nicht mehr im Kloster leben soll: vergönne mir, daß ich von nun an meine Tage der Pflege armer Kranken widme.“ Wilhelm zerdrückte eine Thräne unter den buschigen Augenbrauen und ließ das Mädchen ziehen. Zwanzig Jahre später lag er nach der Schlacht von Leipzig todtröchelnd in der Ambulance und Mariannens Hände hielten seinen zerschmetterten Kopf, denn sie war kernherzige Schwester.

Der Fürst Milosch und seine Frau.

Wir haben jetzt einen Fürsten, der nicht schreiben und lesen kann, und eine Fürstin, die selbst in die Küche geht; den Fürsten Milosch von Serbien und seine Frau. Er gibt zwar schnellen und meist treffenden Bescheid auf Alles, was ihm von seinem ersten Sekretär Dawidowitsch vorgetragen wird, aber wenn ihm dieser nicht treu und redlich diene, so sollte es dem Fürsten selbst unmöglich fallen, ihm einer Untreue schwarz auf weiß zu zeihen.

Die Fürstin, eine noch schöne Frau von 40 Jahren, deren eine Tochter in Semlin an einen Kaufmann verheirathet ist, kennt das europäische Leben der höheren Stände zwar recht gut, aber sorgt gleich einer Penelope für Küche und Tisch, und wenn um 11 Uhr die Eßglocke tönt, bedient sie selbst ihren Herrn und Gemahl, ohne je nach echt patriarchalischer Sitte selbst mit an seinem Tische zu essen. — Ihre zweite Tochter ist noch zu Hause, spielt Klavier und spricht italienisch, aber — muß beim Essen die Brüder bedienen. — Die Tafel des Fürsten selbst ist gut versorgt und mit schönem Tischzeug versehen. Silberne Messer und Gabeln, Kristallgläser, feines Damastzeug wird wenigstens nicht vermisst. Nur Porzellan fehlt.

* r.

Die Spanier und Portugiesen.

„Man nehme einem Spanier alle seine guten Eigenschaften und man wird einen guten Portugiesen erhalten“ — sagt das spanische Sprichwort. Richtiger heißt es wohl: „Man füge Heuchelei den Fehlern des Spaniers hinzu und man erhält den portugiesischen Charakter.“ Diese Nachbarvölker hegen einen tief gewurzeltten Nationalhaß gegen einander; aber die Spanier verachten die Portugiesen und diese hassen die Spanier.

Sonderbare Sittie.

Bei den Bewohnern der Insel Cypren herrscht von alten Zeiten her die Sittie, daß man bei der Geburt eines Kindes große Gefäße voll Wein, die fest verschloßt werden, vergräbt, und diese nicht eher wieder aus der Erde herausholt, als bei der Hochzeit des Kindes. Durch das Vergraben erlangte der Wein eine außerordentliche Güte.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.